

INHALT

TILL DEMBECK

Für eine Philologie der Mehrsprachigkeit
Zur Einführung

9

DAVID MARTYN

Es gab keine Mehrsprachigkeit, bevor
es nicht Einsprachigkeit gab
Ansätze zu einer Archäologie der Sprachigkeit
(Herder, Luther, Tawada)

39

REMIGIUS BUNIA

Idiomatik, Rhetorik, Grammatik
Sprache jenseits morphologischer und syntaktischer Regeln

53

GEORG MEIN

„Ist mir doch fast – als sprächen die Vöglein zu mir“
Zur Ethik der Übersetzung

79

PETER COLLIANDER

Die ‚Vermessung‘ der Übersetzbarkeit am Beispiel der
Übersetzung eines deutschsprachigen Romans ins Dänische

97

DAVID GRAMLING

The Invention of Monolingualism from the Spirit of Systematic
Transposability

113

DIETER HEIMBÖCKEL

Einsprachigkeit – Sprachkritik – Mehrsprachigkeit

135

GIULIA RADAELLI

Literarische Mehrsprachigkeit
Ein Beschreibungsmodell (und seine Grenzen)
am Beispiel von Peter Waterhouses „Das Klangtal“

157

MONIKA SCHMITZ-EMANS

„Mehrschriftlichkeit“
Zur Diversität der Schriftsysteme
im Spiegel literarischer Texte

183

PATRIZIA NOEL AZIZ HANNA AND LEVENTE SELÁF

On the Status and Effect of Formulas, Quotations,
and References to Genre in Multilingual Poetry
Bruder Hans' Glossed "Ave Maria"

209

HEINZ SIEBURG

Zwischen Annäherung und Entfremdung
Sprachenvielfalt und Mehrsprachigkeit im Mittelalter

231

CLAUDE D. CONTER

Fremdsprachen in der Komödie
Komiktheoretische Aspekte der Multilingualität am Beispiel von
Lessings *Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück* (1767) und
Dicks' *D'Kirmesgèscht* (1856)

253

EUGENIA KELBERT

From Babelbank to Atlantica
Eugene Jolas and his Language Laboratory

275

MADELEINE KASTEN

Lanoye's Spoils of War
An Excursion Into Literary No Man's Land
309

JEANNE E. GLESENER

Zum Konzept der „étrange langue“ bei Jean Portante
Überlegungen zur sprachinternen Mehrsprachigkeit
323

BORIS PREVIŠIĆ

Polyphonien in der slowenisch-
österreichischen Grenzzone Kärnten
Peter Handke, Maja Haderlap, Peter Waterhouse
341

SARAH LIPPERT

Hybride (National-)Symbole und Multilingualität
Mehrsprachige Melusinenfigurationen
in der zeitgenössischen Literatur Luxemburgs
359

SILKE PASEWALCK

„Als lebte ich in einem no man's land,
mit Verlaß nur auf die Sprache“
Zu Ilma Rakusas Poetik der Mehrsprachigkeit
381

ROLF PARR

Die fremde Sprache in der eigenen
Wie Fernsehfilme und -serien Multilingualität
inszenieren und simulieren
401

Hinweis zur Zitierweise

Alle Zitate werden nach einem an das MLA Style Manual angelehnten und insbesondere für das Deutsche angepassten Format nachgewiesen. Die Literaturangaben zu allen Beiträgen sind jeweils in einem separaten Literaturverzeichnis aufgeführt. In den Beiträgen werden die Nachweise in Klammern hinter die Zitate gesetzt und so minimal wie möglich gehalten. Über die Angabe der Seiten hinaus, auf die sich ein Zitat bezieht, werden gegebenenfalls, also nur dann, wenn die entsprechende Information nicht schon aus dem Fließtext hervorgeht, zur Vereindeutigung der Autorname, ein Kurztitel (nur dann, wenn von dem Autor mehrere Titel im Literaturverzeichnis stehen) und das Erscheinungsjahr genannt (nur dann, wenn von einem Text mehrere Auflagen im Literaturverzeichnis zu finden sind).

Lektorat

EKBERT BIRR ♦ SINNTAGMA
BERNADETTE BORKAM

Satz

REMIGIUS BUNIA ♦ QUIZZICALWEB.DE

Gedruckt mit Unterstützung des
Fonds National de la Recherche Luxembourg.



TILL DEMBECK

Für eine Philologie der Mehrsprachigkeit Zur Einführung

„Diese Männer sind nicht betrunken.“ (Apostelgeschichte 2,14) Mit diesen Worten weist Petrus in seiner Deutung des Pfingstwunders die Vermutung ab, die durch die Herabkunft des Heiligen Geistes bewirkte Sprachentwerrung sei womöglich nur eine narkotisch induzierte Illusion. Und gleich macht er sich daran, im Rückgriff auf Prophezeiungen aus dem Alten Testament zu erklären, welche Folgen sich für die Menschheit aus dem Ereignis ergeben: Petrus deutet es als Auftrag zur christlichen Mission, mit dem Ziel, im Glauben eine Verstehensgemeinschaft zu erzeugen, wie sie das Pfingstwunder soeben vorweggenommen hat.

Die Szene hat nicht nur sprach-, sondern auch kulturpolitische Implikationen. Denn bereits der Turmbau zu Babel, in dessen Folge sich die adamitische Ursprache überhaupt erst zerstreut, verfolgt, dem Bericht aus Genesis 11 zufolge, ein kulturpolitisches Ziel: Man will sich mit dem Bau „einen Namen“ machen und zugleich die Zerstreuung der Menschen verhindern.¹ Der Turm soll, weithin sichtbar, ein Monument kultureller Einheit sein. Eine dauerhaft einheitliche Verständigungsbasis – so das Kalkül, das auch der Herr durchschaut – würde den Menschen nichts unerreichbar sein lassen. Deshalb ist der Turmbau zu Babel ein politisches Projekt, das sich zudem bewusst der Forderung des Herrn widersetzt, die Menschen mögen sich über die Erde verteilen. Wenn später Petrus die Herabkunft des Heiligen Geistes in den Auftrag ummünzt, die Frohe Botschaft bis an die Grenzen der Welt zu tragen, wird dieser ursprüngliche Auftrag Gottes wieder aufgenommen – aber zugleich mit dem kulturpolitischen Ziel der Turmbauer, wenn auch unter neuen

1 Der entsprechende Abschnitt wird in Gänze zitiert in dem Beitrag von HEINZ SIEBURG.



Vorzeichen, vereinbart: Für die im erlösenden Glauben konstituierte Verstehensgemeinschaft wird nichts unerreichbar sein. Die noch zu erzeugende universelle Sprache ist das mediale wie kulturelle Regulativ für die weltumspannende Christengemeinschaft.

Es ist davon auszugehen, dass die unterschiedlichen Möglichkeiten, mit den Vorgaben der biblischen Erzählungen umzugehen, ihre Spuren am Projekt der Philologie hinterlassen haben. Denn Philologie hat in ihrem Geschäft der Erschließung und Vermittlung von Sprachzeugnissen immer mit Sprachdifferenz zu tun. Das Fach lebt immer schon von Babel. Zugleich ist die Philologie getragen von einem Verstehensversprechen oder vielleicht tatsächlich einer Verheißung – insofern partizipiert sie an Pfingsten. Sie ist daher angehalten, sich irgendwie zu der Frage zu verhalten, wie die Differenzen in der Sprache beschaffen sind, die ihre Arbeit nötig machen.

Im Folgenden möchte ich in mehreren Schritten das Verhältnis von Philologie zu Fragen der Sprach- und Kulturdifferenz erläutern. Zunächst leite ich in Auseinandersetzung mit der Forschung Maßgaben für einen analytisch präziseren Umgang mit Phänomenen von Sprachvielfalt her (Abschnitt I) und binde diese Überlegungen im Anschluss an eine skizzenhafte Rekonstruktion der historischen Semantik von Spracheinheit zurück (II). Auf dieser Grundlage kann ich dann Vorschläge zur Begrifflichkeit für eine Philologie der Mehrsprachigkeit machen und erste programmatische Perspektiven aufzeigen (III). Ausgehend von diesen Perspektiven folgen Überlegungen dazu, wie das konkrete Erscheinen von Mehrsprachigkeit im Text analytisch in den Griff zu bekommen ist (IV). Ich schließe mit einem Ausblick (V).

I Sprachdifferenz, Sprachigkeit

Die Alternativgeschichte zur Geschichte von Babel, die unmittelbar vor ihr in Genesis 10 erzählt wird, berichtet von einer natürlichen Zerstreuung der Nachkommen Noahs und ihrer Sprachen. In dieser Erzählung scheint alles ganz einfach: Die Völker wohnen an verschiedenen Orten und haben daher verschiedene Sprachen. Worin genau die Differenz zwischen den Sprachen und Völkern liegen könnte, bleibt gänzlich offen. Diese voraussetzungsarme Auffassung von Sprachvielfalt kann man zumindest teilweise noch der Unterteilung der Philologie in Einzel- oder Nationalphilologien unterstellen, die wir nach wie vor betreiben. Man geht einfach davon aus, dass es unterschiedliche Sprachen gibt und teilt jeder von ihnen eine philologische Unterdisziplin zu, ohne sich über die Bedingungen der Möglichkeit dieser Zuteilung Gedanken zu machen. Wie viele Länder, so viele Sprachen und so viele Philologien.

Die nähere Befragung des Faktums der Sprachenvielfalt hat indes nicht nur fachpolitische Relevanz, sondern sie betrifft letztlich auch die gesellschaftliche Funktion von Philologie – und auch die Frage, welche Art und Weise des Umgangs mit Mehrsprachigkeit gesellschaftlich wünschenswert sein könnte. Um hier klarer zu sehen, beleuchte ich im Folgenden die Frage nach der Abgrenzbarkeit von Sprachen als Einheiten zunächst systematisch, ausgehend von einem disziplinär gesehen recht bunten Ensemble aus mehr oder weniger aktuellen Forschungsbeiträgen, deren Relevanz für eine Philologie der Mehrsprachigkeit ich jeweils einzuschätzen versuche.

Die Frage, inwiefern bzw. wie sich zwischen Sprachen Grenzen ziehen lassen, lässt sich in einem ersten Schritt auf die Frage zurückführen, inwiefern Sprachen zählbar sind. Ich möchte aus der Forschung zu diesem Problem zwei Beiträge herausgreifen, die im Abstand von über 30 Jahren erschienen sind und an denen sich zeigen lässt, was über die disziplinäre Debatte hinaus auf dem Spiel steht. In den 1970er Jahren warf Wolf Thümmel im Rahmen einer Auseinandersetzung mit Harald Haarmanns Arbeiten zur europäischen Sprachenvielfalt die Frage nach der Zählbarkeit der Sprachen auf. Sein Beitrag weist nach, dass die Verwendung der Begriffe ‚Sprache‘, ‚Dialekt‘ und ‚Muttersprache‘ in Haarmanns Arbeiten uneinheitlich ist und im Einzelfall auf unterschiedliche Beschreibungsebenen und Kriterien zurückgreift – auch mit dem Ergebnis, dass er zu je unterschiedlichen Bestimmungen der Anzahl der europäischen Sprachen kommt: Mal gilt als Sprache ein Ensemble von Dialekten, mal ein aus einem solchen Ensemble qua Kodifizierung herausgehobenes Idiom, mal das Ergebnis einer Synthese unterschiedlicher Dialekte usw. Thümmels Überlegungen zeigen – darauf weist insbesondere der Stellenwert von Kodifizierung für die Bestimmung der Differenz von Sprache und Dialekt hin –, dass weniger die Linguistik der Sprachpolitik Kategorien zur Verfügung stellt, sondern sie umgekehrt selbst allzu gerne von politischen Prämissen ausgeht, gerade in der Bestimmung von Spracheinheiten. Thümmel fordert daher unter anderem, dass die Linguistik deskriptiv und damit ‚unpolitisch‘ vorzugehen habe.

In den 2000er Jahren geht der Übersetzungswissenschaftler Naoki Sakai in einem Beitrag mit dem Titel „How do We Count a Language“ von gänzlich anderen Voraussetzungen aus. Er zeigt, dass die Abgrenzung sprachlicher Einheiten immer und auf jeder Strukturebene – also ganz unabhängig von den unterschiedlichen Beschreibungsebenen, deren Verwischung Thümmel den Arbeiten Haarmanns ankreidet – eine radikale Diskontinuität in eine Ko-Figuration von ähnlichen Strukturen überführt, die ineinander übersetzbar sind. *Eine Sprache kann man*

Sakai zufolge nur dann zählen, wenn man jenseits von ihr nicht mehr nur Rauschen, sondern ebenfalls eine Sprache situiert und von vornherein Übergangsmöglichkeiten vorsieht. Man konstituiert ein Idiom als Einheit, indem man es einerseits begrenzt, andererseits aber voraussetzt, dass es weitere, ihm ko-figurierte Einheiten gibt, und zugleich Regeln für den Grenzverkehr annimmt.² In diesem Sinne sind Konzepte von Spracheinheiten mit Konzepten von Übersetzung gleichursprünglich. Übersetzung wiederum ist aber immer – dies eine Einsicht von Lawrence Venuti – domestizierend, betreibt immer schon die Nivellierung sozialer Differenzen und ist insofern immer zutiefst politisch.³ Dies gilt jedenfalls, wenn man als Funktion von Politik mit Niklas Luhmann die Herstellung „kollektiv bindender Entscheidungen“ ansieht (Luhmann, *Ökologische Kommunikation* 169). Mithin ist auch jeder Versuch, Sprachen voneinander abzugrenzen, immer schon politisch motiviert – und eine Beschränkung von Linguistik auf die bloße Deskription von Spracheinheiten, wie sie Thümmel sich wünscht, nie rein zu haben.

Wenn jede Konstitution von Spracheinheiten Ergebnis politischer Grenzziehung ist, dann sind konkrete sprachliche Einheiten und Strukturen nie schon *aus sich heraus* einer und nur einer Sprache zugehörig – selbst wenn es in der Regel recht leicht fällt, sprachliche Elemente und Strukturen einzelnen Sprachen zuzuordnen. Dieses Argument hat – aus philologischer Perspektive – David Martyn vorgetragen, und zwar mit Blick auf die Unterscheidung zwischen (rhetorischer) Figur und (grammatischem) Fehler („“, ““). Martyn zeigt, dass eine Äußerung, die grammatisch fehlerhaft scheint, gleichwohl rhetorisch in besonderem Maße gelungen sein kann – sein Beispiel hierfür ist Giovanni Trapattonis Satz: „Ich habe fertig.“ Martyn kommt zu dem Ergebnis, dass die Differenz von Fehler und Figur aber auch grundsätzlich nie systematisch, sondern immer nur situativ festgestellt werden kann, meist unter Rückgriff auf Kategorien, die jenseits der reinen Deskription im Sinn Thümmels liegen. Dann gelten Johann Wolfgang Goethes grammatische Kühnheiten als Geniestreich, Adelbert von Chamisso aber als Fehler des Nicht-Muttersprachlers (Martyn, „Das translinguale Ich“).⁴

2 Der Beitrag von DAVID GRAMLING in diesem Band macht einen ähnlichen Vorschlag, wenn er Einsprachigkeit als Ergebnis einer Logik der Transponierbarkeit ausweist.

3 Zu den hier erwähnten Übersetzungstheorien siehe ausführlich den Beitrag von MADELEINE KASTEN.

4 In MARTYNS Beitrag im vorliegenden Band wird dieses Argument mit Blick auf ein einzelnes Wort aus einem Text von Yoko Tawada ausgebaut, dessen Zugehörigkeit zur deutschen Sprache der Text verunsichert.

Es lässt sich aber auch fragen, was angesichts dieser unhintergehbaren Situativität der Fehlerkategorie dafür sorgt, dass Fehler dennoch einigermaßen stabil als solche erkannt werden – und daher umgekehrt meist auf Anhieb klar zu sein scheint, was es heißt, wenn von der deutschen oder der französischen Sprache die Rede ist. In diesem Zusammenhang hilft ein Begriff weiter, den Robert Stockhammer vor einigen Jahren eingeführt hat: Sprachigkeit (Arndt, Naguschewski und Stockhammer⁵). Die Sprachigkeit eines sprachlichen Elements oder einer sprachlichen Struktur ist, so kann man Stockhammers Beschreibungen verstehen, der Grad ihrer Zugehörigkeit zu einer langue im Sinne Ferdinand de Saussures, also zu einer systemisch geschlossenen Spracheinheit mit Regeln, die es erlauben, Fehler zu erkennen.⁶ Wir denken in Sprachigkeiten, wenn wir beispielsweise sagen, dass dieser Text in korrektem Deutsch abgefasst ist. Meist sind wir uns dabei nicht bewusst (oder machen es uns zumindest in dem Moment nicht klar), dass diese Kategorisierung nur vorgenommen werden kann, weil in der Vergangenheit große Anstrengungen unternommen wurden, das Deutsche in Lexik und Grammatik zu standardisieren – durch Kodifizierung (Duden) und Normierung (Schulunterricht). Jenseits solcher Standardisierungsbemühungen – wie sie, mit Jürgen Leonhardt gesprochen, etwa im Lateinischen bis zur ‚Fixierung‘ eine grammatischen Status quo geführt haben (20 f.) – gilt grundsätzlich, dass dasjenige, was tatsächlich geäußert wird, also die parole im Sinne de Saussures, jederzeit und an jeder Stelle alle angenommenen Regeln verändern kann – so jedenfalls die Konsequenz aus Martyns Überlegungen. Entscheidungen über Sprachigkeit ergeben sich immer erst in Folge rekursiver Stabilisierungen, die selbst dann nötig sind, wenn mächtige Institutionen über die Standards wachen: Auch die Maßgaben der Académie Française gehen von demjenigen aus, was geäußert wurde, und haben wirklichen Einfluss nur dann, wenn sie von Sprechern (und Schreibern) aufgegriffen werden. Allen Akademien zum Trotz handelt es sich bei Sprachstandards also, evolutionstheoretisch gesprochen, um das Ergebnis wiederholter Selektion von Varianten (siehe Bunia; zum Evolutionsbegriff siehe Luhmann, *Gesellschaft* 453–505). Zudem betreffen gerade die strikten Standardisierungen, also diejenigen, die tatsächlich die Identifikation von Fehlern ermöglichen, in erster Linie nur *einen* Aspekt sprachlicher

5 Erstmals hat Stockhammer den Begriff in einem Vortrag aus dem Jahre 2002 benutzt, siehe den Beitrag von MARTYN in diesem Band, Anm. 3.

6 Zur Eindeutigkeit von Stockhammers Begriffsbestimmung vgl. den Beitrag von GIULIA RADAELLI in diesem Band; für eine alternative Begrifflichkeit siehe den Beitrag von SILKE PASEWALCK.

Regelhaftigkeit, nämlich dasjenige, was man als Grammatik zu bezeichnen gewohnt ist. REMIGIUS BUNIA zeigt in seinem Beitrag in diesem Band aber, dass mit Rhetorik und Idiomatik zwei weitere Mechanismen zur Erzeugung sprachlicher Äußerungen bereitstehen, die ihrerseits hochgradig situativ oder gruppenspezifisch sind; damit unterteilen sich die Sprachen in immer wieder neue Spezial-Sprachen (zum Beispiel das Französische in Varianten, die in der Metro oder im Restaurant gesprochen werden). Am Ende ist keine Grenze zu ziehen, wo eine neue *langue* beginnt und wo sie endet. Das heißt auch, dass Fragen der Sprachigkeit letztlich auf der Grundlage einer nicht wirklich einheitlichen kriteriellen Basis getroffen werden. Selbst für das lange Leben des ‚fixierten‘ Latein gilt, dass gerade im Bereich der Idiomatik eine enorme Flexibilität herrschte – auch wenn man im Blick auf Morphologie und Syntax einen Standard aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert wahrte (siehe Leonhardt, z. B. zum Mittelalter 172–86). Erst in der Neuzeit findet man einen Bezugspunkt, der hier angeblich Klarheit bringt: den Muttersprachler (siehe ausführlich den folgenden Abschnitt). Der Muttersprachler soll von nun an diejenige Instanz sein, die zu Entscheidungen zwischen korrektem und fehlerhaftem Sprachgebrauch – und zwar auch im Hinblick auf Idiomatik und Aussprache – berechtigt ist. Am Muttersprachler allein hängt dann die Begrenzung der Spracheinheiten – ohne ihn gibt es die Grenzen zwischen den Sprachen im modernen Sinne nicht.

Diese enge – für *natürlich* ausgegebene! – Beziehung zwischen Muttersprachler und Muttersprache hat Jacques Derridas berühmte Studie zum *Monolinguisme de l'autre* zum Gegenstand genommen. Der berühmteste, oft (und auch in diesem Band) zitierte Satz aus diesem Text lautet: „Je n'ai qu'une langue, ce n'est pas la mienne.“ (13) [„Ich habe nur eine Sprache, und die ist nicht die meinige“ (19).] Derrida deutet hier darauf hin, dass das Idiom eines jeden von uns ebenso individuell wie uns selbst unverfügbar bleiben muss.⁷ Alles, was wir sprechen, ist in seinen Einheiten und Strukturen von anderen (vor-)geprägt – daran ändert auch das Faktum nichts, dass wir es uns auf eine je singuläre Weise aneignen und zu ‚unserer‘ Sprache zusammenfügen. Das, was wir ‚Muttersprache‘ zu nennen gewohnt sind, befindet sich sowohl jenseits der einmaligen Sprachigkeit jedes einzelnen Sprechers als auch

7 Der Beitrag von DIETER HEIMBÖCKEL geht von Derridas Argument aus und macht in ihm ein strukturbildendes Moment von Sprachkritik aus – und zwar unter Verlagerung des Blicks von den ‚Klassikern‘ der Sprachkritik aus dem langen 19. Jahrhundert hin zu zeitgenössischen Autoren, die einer interkulturellen Ausrichtung von Literatur zugeordnet werden können.

jenseits der multiplen Sprachigkeit jeder Kommunikationssituation, in der die Idiome in Verhandlung miteinander treten, sich unterschiedliche sprachliche Standards aneinander reiben und die Begrenztheit jeder vereinzelter Sprache potentiell angetastet wird. Sprache im Sinne der Muttersprachensemantik wäre ein genau abgegrenztes Gemeinschaftseigentum, dem die Unsauberkeiten sowohl des Idiolekts als auch der alltäglichen Kreolisierung fremd sind. Muttersprache ist – genau besehen – gerade nicht die Sprache, die wir zu allererst, zum Beispiel von unserer Mutter, lernen. Die neuzeitliche Unterstellung, die Sprecher seien als Muttersprachler an genau eine Sprachigkeit gebunden, gibt sich so systematisch als kontingente Überformung wesentlich komplexerer und prinzipiell nicht vorhersehbarer Konstitutionsbedingungen zu erkennen.

Soziolinguistische Studien bestätigen diesen Befund, insofern sie zeigen können, dass die Auffassung, alles, was man spricht, sei eindeutig einer Sprache zuzuordnen, alles andere als selbstverständlich ist. Sinfree Makonis und Alastair Pennycooks Projekt eines „Disinventing“ klarer Spracheinheiten, also einer Art Dekonstruktion der Voraussetzungen, auf denen sie beruhen, kann sich dabei beispielsweise auf die Erfahrungen der britischen Kolonialmacht in Indien berufen, deren Versuch, durch Fragebögen in Erfahrung zu bringen, welche Sprachen es vor Ort gab, daran scheiterte, dass die Befragten nicht verstanden, was genau *eine* Sprache als von anderen Sprachen unterscheidbare Einheit denn sein solle (42f.). Aber noch heute sind Fouad Laroui zufolge viele ‚Muttersprachler‘ arabischer Dialekte der festen Überzeugung, mit dem Dialekt keine Sprache im eigentlichen Sinne zu sprechen, weil sie als eine solche nur das klassische Arabisch anerkennen. Die Abhängigkeit dieser Differenz von politischen Vorgaben signalisiert auch die Art und Weise, wie noch in jüngerer Zeit aus Idiomunterschieden Sprachenunterschiede fabriziert werden – wie etwa im Falle des Belarussischen und des Moldawischen. Das heißt: Klare Sprachigkeitsverhältnisse sind längst nicht immer im Spiel, wenn man spricht. Kulturpolitisch wollen Makoni und Pennycook daher der Monumentalisierung der Einzelsprachen als Garanten von gesellschaftlicher Einheit entgegenwirken: Denn signalisieren nicht die unhinterfragte Substantialisierung von Sprachstandards und die klare Abgrenzung von Einzelsprachen, als moderne Türme von Babel, einen je unterschiedlich großen kulturpolitischen Herrschaftsbereich? Wenn dem so ist, dann heißt „Disinventing languages“ eine Art Rückbau dieser modernen Türme von Babel.⁸

8 In diesem Sinne lassen sich auch GEORG MEINS Ausführungen in diesem Band verstehen: Mein entwickelt aufbauend auf Überlegungen zur Analogie

Spätestens hier stellt sich die Frage, wie ‚man‘ – die Philologie? die Gesellschaft? – mit den politischen Implikationen jeder Konzeption von Einsprachigkeit umgehen kann oder soll. Yasemin Yildiz spricht in ihrer einschlägigen Arbeit *Beyond the Mother Tongue* davon, dass wir uns derzeit einer *Postmonolingual Condition*, so der Untertitel des Buchs, unterworfen sehen – was bedeutet, dass die meist nationalpolitisch eingesetzten Einsprachigkeiten, die Mehrsprachigkeit im modernen Sinne ausmachen, zwar dekonstruierbar geworden sind, aber gleichwohl wirkmächtig bleiben. Yildiz’ philologische Arbeit am Werk von Kafka, Adorno, Özdamar, Tawada und Zaimoglu sieht sich dem ‚Disinventing‘ von Einsprachigkeit, das diese Autoren betreiben, selbst zutiefst verpflichtet. Yildiz stellt ihre Arbeit all jenen Exklusionsmechanismen entgegen, die Politiken der Einsprachigkeit – Yildiz spricht von einem „monolingual paradigm“ (2) – mit sich bringen. David Gramlings Anliegen ist dem durchaus vergleichbar. Gramling konkretisiert das Projekt des ‚Disinventing‘ im Rückgriff auf die Differenz von „glossodiversity“ und „semiodiversity“ (358), die erstmals M. A. K. Hallyday in einem Vortrag verwendet und die dann in Texten u.a. von Claire Kramsch ausgebaut worden ist. Als „glossodiversity“ gilt dabei jene Vielfalt ineinander transformierbarer Sprachen, wie sie auch nach Sakai grundsätzlich anzunehmen ist, wenn man Spracheinheiten voneinander abgrenzt. Gramling und Yildiz sind sich darüber einig, dass diese Vorstellung von Sprachvielfalt die Grundlage vorherrschender Konzepte von Einsprachigkeit ist. Sie setzt auf klare Verhältnisse im Blick auf die je spezifische Sprachigkeit sprachlicher Äußerungen. Demgegenüber verweist „semiodiversity“ auf die Vielfalt der Mechanismen von Bedeutungskonstitution jenseits jeder Eingrenzung durch klare Sprachigkeitsverhältnisse. Diese Art von Diversität ergibt sich im Sprechen gewissermaßen immer schon von selbst, in ihr entfaltet sich eine Tendenz zur Variation, wie sie vielleicht für die Evolution von Sprache überhaupt konstitutiv ist.

Es sei an dieser Stelle offen gelassen, ob eine klare Parteinahme für „semiodiversity“ letztlich wünschenswert ist – diese Frage stellt auch Gramling ausdrücklich. Hervorzuheben ist aber, dass Bemühungen wie diejenigen der Literaturwissenschaftler Yildiz und Gramling, aber auch der Soziolinguisten Makoni und Pennycook, im Prinzip auf genuin philologischem Boden stehen – jedenfalls dann, wenn man als ‚philologisch‘ einen Umgang mit Sprache ansieht, der grundsätzlich von den konkreten Erscheinungsformen sprachlicher Äußerungen ausgeht, ohne

von Übersetzung und von Verstehen schlechthin eine Ethik der Übersetzung, die letztlich auch als Ethik der Philologie gelten kann.

dabei vorauszusetzen, dass eine vorgegebene Systematik klären kann, wie sich in ihnen Bedeutsamkeit konstituiert. Fast alle hier zitierten Autoren schreiben in diesem Sinne auch gegen das Monopol von Grammatik und *langue* an, wenn sie sich gegen „glossodiversity“ und Einsprachigkeit richten. Sie interessieren sich für die Rhetorik *jedes* Sprechens, für die tatsächliche Vielfalt der parole jenseits der grammatischen Regelkonformität – und das heißt auch: ohne die eindeutige Sprachigkeit dieses Sprechens vorauszusetzen. In diesem Sinne setzen sie letztlich voraus, dass der mehrsprachige Text, also der Text, dessen Sprachigkeit nicht durchgängig klar ist, nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist. Wenn aber die Zerstreuung von Sprachigkeit im Text das privilegierte Objekt philologischer Arbeit ist, so beruht die Vermittlungsarbeit der Philologie letztlich auf einem Verstehensversprechen jenseits der Vielfalt der Einsprachigkeiten.

II Historische Semantik der Sprachigkeit

Ob man einer Philologie der Mehrsprachigkeit ein solches Verheißungspotential zubilligen will – auch darüber wird man streiten müssen. So oder so wird man aber einem Grundimpuls philologischen Denkens folgen müssen, will man Mehrsprachigkeit für die Disziplin fruchtbar machen: dem Hang zur skeptischen Historisierung. Wie ist die Entstehung des von Yildiz so genannten ‚Einsprachigkeitsparadigmas‘ zu beschreiben, also der Auffassung, die Unterwerfung von Sprechern und Äußerungen unter eindeutige Verhältnisse von Sprachigkeit sei ebenso notwendig wie natürlich?

Man hat verschiedentlich darauf aufmerksam gemacht, dass die Geschichte von Babel dem Abendland die Vorstellung aufgeprägt hat, Sprachenvielfalt sei grundsätzlich von Übel. Das ist sicher richtig – und die umfassende Geschichte der *Suche nach der vollkommenen Sprache*, der Umberto Eco nachgeht, beschreibt den Versuch, die Folgen von Babel zu heilen. Allerdings etabliert bereits das Pfingstwunder die Vorstellung einer übergeordneten sprachlichen Verstehensgrundlage, auch wenn deren konkrete sprachliche Struktur unklar bleibt (siehe Schmitz-Emans 9 f.). Klar ist aber der Zusammenhang mit dem Geschäft der Mission: Die frohe Botschaft muss an alle Menschen und daher auch in allen Sprachen vermittelt werden können.

Eine konkrete Folge der Pfingsterzählung für die Sprachpolitik des Christentums ist wahrscheinlich die Etablierung der Heiligen Sprachen – oder zumindest: die Durchsetzung einer spezifisch christlichen Auffassung von Heiligen Sprachen. Dem Hebräischen und dem Griechischen als den Sprachen der biblischen Offenbarung wird dabei

das Lateinische an die Seite gestellt. Allein diese Sprachen, und in der Kirchenpraxis vor allem das Latein, gelten von nun an als hinreichend ausdifferenziert und – dank ihres grammatischen Regelwerks – auch als hinreichend situationsunabhängig, um die Frohe Botschaft zu vermitteln. Die Kirche etabliert sich als Verwaltung der religiösen Belange auf der Grundlage eines sprachpflegerisch gereinigten und für die Belange der Schrift standardisierten Lateins. Diese Verwaltung aber setzt sich – und damit ihre Sprache! – in dem Sinne absolut, als sie zunehmend die diesseitige Universalkompetenz für den Umgang mit Fragen des Seelenheils beansprucht. In diesem Zuge wird das Lateinische (mit den beiden anderen Heiligen Sprachen) auf einer Ebene über dem alltäglichen Sprachenwirrwarr angesiedelt. Das Hebräische, das Griechische und das Lateinische verkörpern – ebenso wie in anderen Traditionszusammenhängen das Sanskrit oder das klassische Arabisch – das Ideal einer (Schrift-)Sprache, die in ihrer Regelmäßigkeit und in ihrem Ausdrucksvermögen deutlich von alledem unterschieden ist, was man im Alltag benutzt, und die alleine den Zusammenhang der christlichen Kultur garantiert.

Es ist wichtig zu sehen, dass der Sprachstandard, der das Lateinische nach der Zeitenwende stützt, ausschließlich Effekt einer schriftlichen Kodifizierung ist: Latein gilt *gerade deshalb* als ‚fixiert‘ (zumindest in Morphologie und Syntax), weil es *niemandes* Muttersprache ist.⁹ Seine Einheit gründet ausschließlich in grammatischen Lehrwerken, die wiederum ihre Vorbilder in den klassischen Texten aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert haben – so wie sich der griechische Standard seit dem Aufkommen des Attizismus an Athener Texten aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert orientiert (Leonhardt 30 f.). Entsprechend hat auch die Philologie, solange sie sich ausschließlich auf die Heiligen Sprachen bezieht – und die *philologia sacra* zumal – immer auch die Aufgabe, die in den klassischen Texten enthaltenen Standards zu erschließen und zu pflegen – mit verheerenden Folgen für die Überlieferung, da fast alle Texte, die diesen Standards nicht entsprachen, verloren gegangen sind (Leonhardt 32 f. zur Überlieferung griechischer Texte). Die Heiligen Sprachen galten, so kann man vielleicht pointieren, gerade *nicht* als natürlich – nur deshalb konnten sie einen höheren Standard verkörpern als alle Volkssprachen mit ihrer immer nur lokalen Bedeutsamkeit.

9 Leonhardts Darstellung zum Status des Lateinischen als „Weltsprache“ geht von dieser Beobachtung aus. Sie liegt meinen Ausführungen zu den Heiligen Sprachen weitgehend zugrunde.

Thomas Paul Bonfiglio hat ausführlich beschrieben, wann und wie Metaphern der Natürlichkeit zur Beschreibung von Sprachen aufgefunden sind – mit einem besonderen Augenmerk auf Begriffen wie ‚native speaker‘ und ‚Muttersprache‘. Er sieht den Ausgangspunkt der modernen Semantik der Sprache bei Dante und zitiert ausführlich aus dessen Abhandlung „De vulgari eloquentia“:

[V]ulgarem locutionem appellamus eam quam infantes adsuefiunt ab adsistentibus, cum primitus distinguere voces incipiunt; vel quod brevius dici potest, vulgarem locutionem asserimus, quam sine omni regula, nutricem imitantes, accipimus.

Est et inde alia locutio secundaria nobis, quam Romani gramaticam vocaverunt. Hanc quidem secundariam Greci habent et alii, sed non omnes. Ad habitum vero huius pauci perveniunt, quia non nisi per spatium temporis et studii assiduitatem regulamur et doctrinamur in illa.

Harum quoque duarum nobilior est vulgaris: tum quia prima fuit humano generi usitata; tum quia totus orbis ipsa perfruitur, licet in diversas prolationes et vocabula sit divisa; tum quia naturalis est nobis, cum illa potius artificialis existat. (I.i.2–4)

Volkssprache nennen wir jene Sprache, die sich die Kleinkinder von ihrer Umgebung aneignen, wenn sie zuerst beginnen, Laute zu unterscheiden; oder, kürzer gesagt, Volkssprache nennen wir, was wir ohne jede Regel, unsere Ammen nachahmend, lernen.

Wir haben allerdings noch eine zweite Sprache, welche die Römer ‚Grammatik‘ nannten. Eine solche zweite Sprache haben auch die Griechen und andere [Völker], aber nicht alle. Zum wahren Gebrauch dieser [Sprache] dringen aber nur wenige vor, weil sie über einen langen Zeitraum und mit viel Hingabe und Mühe entwickelt und gelernt werden muss.

Von diesen beiden [Sprachen] ist die Volkssprache die würdigere: zum Ersten, weil sie zuerst vom menschlichen Geschlecht benutzt wurde; dann, weil der ganze Erdkreis sie benutzt, wenn auch in unterschiedlichen Aussprachen, und mögen auch die Wörter unterschiedlich sein; dann, weil sie uns natürlich ist, während jene eher künstlich ist.¹⁰

Bonfiglios Deutung dieses Zitats und seine Einschätzung der Wirkung Dantes zielt vor allem darauf ab, dass Dante hier den Volkssprachen im Gegensatz zur Heiligen Sprache Latein *Natürlichkeit* („naturalis

10 Meine Übersetzung.

est nobis“) zuschreibt (72–83): Es handelt sich um diejenigen Sprachen, die man einfach spricht: ohne Regeln und ohne formale Instruktion – Sprachen, die gewissermaßen gleichursprünglich mit dem Leben selbst sind, in diesem Sinne ‚nativ‘, die man mit der Muttermilch einsaugt („nutricem imitantes“) und die daher später nicht umsonst Muttersprachen heißen. Das Zitat zeigt allerdings bei genauerer Betrachtung auch, dass Dantes Formulierung von dem alten Modell ausgeht: Von zwei locutiones ist hier die Rede, einer durch die Grammatik erlernten und strukturierten und einer ‚freien‘, die darüber hinaus an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Worten und in unterschiedlichen Strukturen gesprochen wird. Dante spricht hier noch vor dem Hintergrund einer Semantik, die die Volkssprachen gar nicht als Einzelsprachen voneinander abgrenzt – jedenfalls dann nicht, wenn man Einzelsprachen eine gewisse systemische Schließung unterstellt, wie sie hier noch der Heiligen Sprache Latein vorbehalten zu sein scheint.¹¹

Dennoch ist Dantes Argument in der Tat, wie Bonfiglio hervorhebt, revolutionär: Denn wenn die nobilitas der Volkssprachen hier über diejenige des Lateinischen gestellt wird, so bedeutet das nicht, dass aus dem Lateinischen eine Volkssprache gemacht werden soll. Umgekehrt besteht das Programm, das dann in den folgenden Jahrhunderten in ganz Europa nach und nach durchbuchstabiert wird, vielmehr darin, die Volkssprachen zu Äquivalenten der Heiligen Sprachen zu machen.¹² Dante behauptet ja, dass man in der Volkssprache *besser* dichten kann als im Lateinischen. Darin liegt zum einen eine Emanzipation der Sprecher gegenüber ihrem Ausdrucksmedium, das nun zumindest nicht mehr als entfremdete Superstruktur *empfunden* werden soll. Zum anderen aber wird damit der Status der Integralität von der Heiligen (Schrift-)Sprache auf die gesprochene Sprache übertragen. Den Volkssprachen werden so letztlich zwei Strukturmomente zugleich

11 Im Einzelnen stellt sich die Sprachenvielfalt im Mittelalter sehr viel komplexer dar, als es meine sehr verkürzte Skizze erfassen kann. Ausführlich zum Verhältnis zwischen dem Lateinischen und der Volkssprache und auch zwischen den (germanischen und romanischen) Volkssprachen sowie zum Niederschlag dieser Differenzen in der Literatur siehe den Beitrag von HEINZ SIEBURG.

12 Das literarische Beispiel, das PATRIZIA NOEL und LEVENTE SELÁF in ihrem Beitrag vorstellen – ein viersprachiges glossiertes „Ave Maria“ aus der Zeit um 1400 – könnte vielleicht auch als Zeugnis dieses Prozesses gelten (auch wenn das nicht der Punkt ist, um den es den Verfassern geht). Eingesetzt hat die Aufwertung der Volkssprachen schon lange vor Dante; sie war auch nicht auf den romanischen Sprachraum begrenzt, sondern fand im Gegenteil etwa in Irland sogar schon früher statt.

zugeschrieben, die wahrscheinlich zuvor so gar nicht gemeinsam denkbar waren: Sie gelten als durchweg regelgesteuert, also als Sprachen mit einer starken, später: strikten Grammatik einerseits und als natürlich, ja: naturgegeben andererseits.

Auf die Spitze treibt diese Engführung nach der Rekonstruktion von MARTYN in diesem Band das Werk von Johann Gottfried Herder: Bei Herder macht Martyn (wie beispielsweise auch Yildiz 6–8) ein literaturgeschichtlich gesehen neues Dogma aus, nämlich die Vorstellung, dass man nicht nur *auch*, sondern *nur* in der Muttersprache dichten könne, weil man nur in ihr die notwendige Sicherheit des Ausdrucks habe – angesichts eines Genres, so wäre zu ergänzen, das es grundsätzlich mit der rhetorischen Erweiterung des so Sagbaren zu tun hat. Dies ist genau jene Semantik von Sprache, die Derridas Arbeit zur Einsprachigkeit zu dekonstruieren unternimmt, und genau jenes ‚Einsprachigkeitsparadigma‘, von dem Yildiz und andere sprechen. Und es ist klar, dass diese Vorstellung – ob dies nun im Sinne Herders sei oder nicht, ist an dieser Stelle gleichgültig – in der Folgezeit in einer Vielzahl von nationalistischen Projekten aufgegriffen worden ist und noch wird. Mit Benedict Anderson gesprochen dient die Engführung von Muttersprache und Nationalsprache nicht nur dazu, kulturelle Homogenität herzustellen, sondern vor allem dazu, einen einheitlichen Kommunikationsraum bereitzustellen, einzugrenzen und zu behalten. Nationalsprache ist eine der medialen Bedingungen der Möglichkeit für jene Synchronisierung von Erleben, die der (und die den) Nationalismus konstituiert (22–36). Sie entwickelt gerade damit aber auch das Potential, die Sprecher, deren Emanzipation vom Zwang zum Lateinischen sie ins Leben gerufen hat, ihrerseits einzuengen und das tatsächliche Sprechen in einer Weise zu regulieren, die schwerlich noch emanzipatorischen Zielen entspricht. Sprechen in einer Muttersprache wird zur Pflicht – oder, in Leonhardts Worten: „Die Nationalsprache als Muttersprache, geborgen im lebendigen Urgrund des Unbewussten, Unregulierten, allenfalls noch sekundär kultiviert durch kommunikative Übung und literarische Vorbilder, wird zum exklusiven Sprachmodell für die Entfaltung der Persönlichkeit.“ (7) So gilt seit über zweihundert Jahren: ohne Muttersprache keine Persönlichkeit.

Die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ist zumindest im deutschsprachigen Raum in weiten Teilen diesem Paradigma verpflichtet. Das gilt gerade auch für die historische Sprachwissenschaft, die seit Friedrich Schlegel den Namen einer „vergleichende[n] Grammatik“ (137) führt und insofern dem Mechanismus der ko-figurativen Sprachkonstitution im Sinne von Sakai verpflichtet scheint. Auch wenn letztlich Sprachevolution der Gegenstand des Faches ist, also gerade

die Veränderung von Sprachen beschrieben wird, bleiben Vorstellungen mehr oder weniger organischer Spracheinheit dennoch erhalten und werden Effekte des Sprachkontakts auf eine merkwürdige Art und Weise außen vor gelassen. Im Einzelnen ist die Geschichte der Sprachforschung im 19. Jahrhundert in kulturpolitischer Hinsicht zwar erst noch zu erschließen.¹³ Man wird allerdings die These vertreten können, dass bis zu Saussure die Konsequenzen der Überblendung von Nationalsprache und Muttersprache nie selbst in den Blick genommen werden.

Der Saussure des *Cours* setzt dann eine Differenz ein, die für mehr Klarheit sorgen soll, nämlich diejenige zwischen synchroner und diachroner Betrachtungsweise.¹⁴ Saussure beharrt darauf, dass als Gegenstand der synchronen Sprachwissenschaft ein in vielen Sprechern gleich konstituiertes System gedacht vorgestellt muss, das, auch wenn es sich ständig unmerklich verändert und obwohl all seine Strukturen arbiträr sind, durch keine einzelne Äußerung je verändert werden kann: „[L]a langue est un système qui ne connaît que son ordre propre“ (43) [„Die Sprache ist ein System, das nur seine eigene Ordnung zulässt.“ (27)] Weil sie ein soziales Phänomen ist, so der *Cours*, muss man Sprache, auch wenn sie sich entwickelt, zu jedem Zeitpunkt als ein in sich geschlossenes System, als *langue*, beschreiben können. Gerade um die tatsächliche Vielfalt des Sprechens in den Griff zu bekommen, wird fortan für die synchrone Analyse die systematische Sprachigkeit aller Äußerungen, also ihre Gebundenheit an genau eine *langue*, vorausgesetzt. Diese Voraussetzung gilt auch für die generative Grammatik Noam Chomskys und die an ihn anknüpfenden Linguistik: Gerade *weil* aus der bloßen Betrachtung von *parole* heraus die ‚reine‘ Ableitung einer systemischen Ordnung der Sprache problematisch ist, muss diese umgekehrt vorausgesetzt und in der Kompetenz des Muttersprachlers verortet werden: Es gebe, so Chomsky, keine Alternative zu „the traditional assumption that the speaker-hearer’s linguistic intuition is the ultimate standard that determines the accuracy of any proposed grammar“ (21) – oder, wie es in der deutschen Übersetzung heißt, die dann auch das Wort ‚Kompetenz‘ benutzt: zu der „traditionelle[n] Annahme [...], daß die linguistische Kompetenz des Sprecher-Hörers die letztendliche Norm für die Bestimmung der Genauigkeit jeder angesetzten Grammatik [...] darstellt“ (35 f.). Weite Teile der Linguistik des 20. Jahrhunderts

13 Eine ausführliche Darstellung zu diesem Thema habe ich derzeit in Vorbereitung.

14 Ich übergehe an dieser Stelle die Differenzen zwischen dem *Cours* und dem ‚eigentlichen‘ Saussure, der nur Notizen macht und nichts mehr publiziert. Siehe dazu ausführlich Jäger.

arbeiten so ausgehend von der Voraussetzung, dass ihr Studienobjekt als *langue* jenseits aller konkreten Vielfalt des Sprechens in (mehr oder weniger explizit national definierten) Muttersprachlern verkörpert ist (siehe auch Bonfiglio 8–20).

Damit ist das moderne Ensemble von (nationalen) Einzelsprachen etabliert, innerhalb dessen sich jene Glossodiversität entfalten kann, die Gramling und andere beschreiben – eine Gemeinschaft von Sprachen, die ihre Einheit jeweils als Reinheit auffassen und damit vielfach verkörpern, was einst nur wenigen, in der Regel Heiligen Sprachen vorbehalten gewesen ist. Jenseits dieser Ebene trifft man dann Idiome anderer Natur an – Dialekte, Soziolekte, Idiolekte usw. – deren Beschreibung als *langues* eigenen Rechts natürlich auch immer möglich ist. Aber auch dann finden die meisten neuzeitlichen Beschreibungen von Sprachvielfalt unter der Voraussetzung statt, dass die beteiligten Idiome den Status kulturkonstitutiver Standards, sozusagen den Status säkularisierter Heiliger Sprachen angenommen haben. Das institutionalisierte Pfingstwunder der Neuzeit besteht dann darin, dass man davon ausgeht, Sprachen problemlos ineinander transformieren zu können. Auf diese Voraussetzung stützt sich noch die Gesetzgebung der Europäischen Union: Da ihre Rechtsnormen Geltung in allen nationalen Rechtsordnungen haben, diese aber (größtenteils) je nationalsprachig kodifiziert sind, gelten jeweils alle 24 Sprachversionen als gleichursprünglich. Aus rechtsdogmatischen Gründen muss davon abstrahiert werden, dass sie übersetzt wurden – man geht davon aus, dass sie grundsätzlich und immer genau eine Regelung vorsehen, in allen Sprachen dieselbe.¹⁵ Im modernen Sinne ist Sprachenvielfalt, so kann man vielleicht zuspitzen, offiziell die Gegebenheit vieler (nationaler) Einzelsprachen, deren Integrität als *langue* in der Kompetenz ihrer Muttersprachler verbürgt ist.

Die philologisch motivierten Argumente gegen diese ‚offizielle‘ Semantik der Sprachvielfalt, die ich im vorangehenden Abschnitt aufgeführt habe, lassen indes auch eine andere Beschreibung des Prozesses zu, der durch Dantes Umkehrung der Werthierarchie von Heiligen und Volkssprachen eingeleitet wurde. Denn zunächst ist Dantes emanzipatorischer Anspruch ja schlicht auf die „*diversas prolationes*“ und die „*divisa vocabula*“ der Volkssprachen bezogen, also auf die schiere Vielfalt des Sprechens selbst. Damit aber setzt er eine Struktur ins Recht, deren Rückführbarkeit auf klare Sprachigkeiten höchst fraglich ist. Diese

15 Konkret darf der Europäische Gerichtshof, wenn er Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachversionen einer Rechtsnorm feststellt, beispielsweise nicht der Sprache den Vorzug geben, aus der die Norm ursprünglich übersetzt wurde (Müller und Christensen 22 f.).

Seite des emanzipatorischen Impulses von Dante ist historisch freilich durch die kulturpolitische Arbeit an Nationalsprachen überdeckt worden. Das plötzliche Interesse des Spätmittelalters an Babel (Eco 30 f., vgl. Bonfiglio 63–67) ist aber vielleicht auch Ausdruck dessen, dass sich als unmittelbare Folge der Nobilitierung der *vulgaris eloquentia* weniger eine Vervielfältigung von Einzelsprachen abzeichnete, sondern eher ein Ausfransen der Idiome, also eine Zerstreuung, die prinzipiell jede Einheit angreift.

III Vorschläge zur Begrifflichkeit

Vor dem Hintergrund dieser skizzenhaften systematischen und historischen Überlegungen möchte ich nun einige Begriffsklärungen vorschlagen. Dabei geht es mir in erster Linie darum, Mehrsprachigkeit so zu beschreiben, dass sie kein Konzept von Einsprachigkeit voraussetzt. Einsprachigkeit ist, wie ich dargelegt habe, lediglich die Fiktion der Möglichkeit, eine Sammlung von Äußerungen (von *paroles*) systematisch zu beschreiben, deren Zuordnung zu *einer* langue zu allem Überfluss immer kontingent ist – oftmals sogar willkürlich. Denn Grenzziehungen zwischen Einzelsprachen sind, wie gesehen, nie schlicht gegeben, sie gründen nicht im Wesen von Sprache, sondern werden der Vielfalt des Sprechens durch kulturpolitische Homogenisierungsbemühungen abgerungen. Konzepte wie ‚Muttersprache‘ und ‚muttersprachliche Kompetenz‘ können darüber nicht hinwegtäuschen – sie täuschen eine Stabilität vor, die man nirgendwo realiter antrifft.

Es ist daher sinnvoll, gerade *nicht* davon auszugehen, dass Sprachen per se abgeschlossene Einheiten sind. Das bedeutet auch, dass Mehrsprachigkeit nicht als Anwesenheit mehrerer Einzelsprachen (im Sprechen oder im Sprecher) bestimmt werden kann. Für eine Philologie der Mehrsprachigkeit ist jeder Begriff von Mehrsprachigkeit irreführend, der von ko-figurativen, je in sich begrenzten Spracheinheiten im Sinne von *langues* ausgeht. Die Voraussetzung, dass Äußerungen in der Regel einsprachig sind, muss vielmehr umgekehrt werden: Die philologische Präferenz für die *parole* impliziert, dass Vielfalt oder Zerstreuung von Sprachigkeit in jedem Text für möglich gehalten werden muss.

Auch die Rede von einer ‚Mehrsprachigkeit ohne Einsprachigkeit‘ setzt nun aber voraus, dass irgendeine Form von Sprachdifferenz beobachtet werden kann. Die eigentliche Herausforderung für eine Philologie der Mehrsprachigkeit besteht daher darin, Differenzen im Sprachgebrauch zu beschreiben, ohne davon auszugehen, dass diese Differenzen auf unterschiedliche, je in sich systemisch abgeschlossene Spracheinheiten zurückzuführen sind. Ich verwende, um diese Differenzen zu

beschreiben, den Begriff ‚Standard‘ – benutze ihn aber jenseits der Vorstellung von Standard- oder Hochsprachen und überhaupt, ohne strikte Normierungen vorauszusetzen. ‚Standard‘ verweist im Folgenden auf sprachliche Stabilisierungszustände, die zwar Orientierung bieten, dabei aber historisch betrachtet in jedem Moment selbst zu Disposition stehen. Ich spreche außerdem von ‚Standardisierung‘ und meine damit den Prozess, der sich auf eine Stabilisierung ausrichtet. Da der Prozess immer nur für einen Augenblick einen Standard sistiert, ist bisweilen die Standardisierung besser als der Standard zu beobachten.

Insgesamt sind folgende Punkte für eine Philologie der Mehrsprachigkeit festzuhalten:

(1) Wenn der Begriff der *langue* ein Regelsystem als Bedingung der Möglichkeit von Sprechen vorausgesetzt, dann erscheinen Abweichungen aller Art als bloß lokale, situative Beeinträchtigung dieser Ordnung. Als eine (schwache) Form von Standard kann man demgegenüber aber auch schon jede lokal und situativ beobachtbare Regularität bestimmen. Gilt bei Saussure, dass keine einzelne Äußerung die *langue* verändern kann, so muss man dann umgekehrt voraussetzen, dass jede Äußerung vorübergehend Standards etablieren kann – ganz im Sinne der von Peter Szondi herausgestellten philologische Grundregel, dass Einmaligkeit jederzeit zählen kann. In diesem Sinne wäre auch ein in einem Gedicht einmalig aktualisiertes metrisches Schema Ergebnis einer Standardisierung, die als Sprachdifferenz philologisch von Interesse sein kann.

(2) Gleichwohl ist jede Sprachstandardisierung ein evolutionärer Prozess. So wie Saussures *Cours* davon ausgeht, dass unmerkliche Veränderungen im Sprachgebrauch, auch wenn sie das vorausgesetzte System nicht unmittelbar berühren, dennoch mittelbar zur Veränderung der *langue* führen, kann man voraussetzen, dass sich Sprachstandards gleich welcher Natur über längere Zeiträume hinweg erhalten können. Neuartige metrische Schemata zum Beispiel können wieder aufgegriffen werden – und so ihre Chance auf weitere Verwendung erhöhen. Die evolutiven Mechanismen – und eben nicht vorausgesetzte systemische Ordnungen oder (bei Chomsky) Sprecherkompetenzen – ermöglichen jene enormen Stabilität, die Sprache im Blick auf ihre Standards erzeugt. Dabei wäre im einzelnen noch zu klären, welche Rolle genau dabei grammatische, rhetorische oder auch idiomatische Muster jeweils spielen (zu Stabilität als Effekt sprachlicher Evolution siehe Bunia 45–55).

(3) Die geringe Spezifik dieser Auffassung von Sprachstandards ermöglicht schließlich auch die weitere Differenzierung von unterschiedlichen Formen von Standards. Zweifelsohne macht es einen Unterschied, ob ‚Englisch‘ von zwei Personen benutzt wird, die nur diese Nationalsprache kennen, oder im Gespräch zwischen Menschen, die

es als *lingua franca* verwenden. Nicht nur werden sich wahrscheinlich unterschiedliche stilistische Formen, ein unterschiedliches Vokabular usw. finden, sondern man wird in einem Fall eine grundsätzlich andere Art von Standardisierung voraussetzen als im anderen. Auch der Unterschied zwischen hochmittelalterlichem und frühneuzeitlichem Latein (der trotz fixierter Grammatik sehr groß ist) wird mit anderen Kriterien zu beschreiben sein als der Unterschied zwischen den sprachlichen Registern eines Comics und einer philologischen Dissertation. Natürlich stellt auch die *langue*-basierte Linguistik immer schon Differenzierungen von Formen der Standardisierung zur Verfügung, wenn sie etwa Dialekt, Soziolekt, Idiolekt etc. unterscheidet. Solche Unterscheidungen sind zwar immer dann unbefriedigend, wenn sie Hierarchien voraussetzen (im Blick auf die Reichweite der jeweiligen Standards) oder eine National- oder Hochsprache als eine Art Behältnis der jeweiligen Idiome mitdenken. Sie geben aber immerhin Hinweise auf Sprachdifferenzen, die jenseits der Differenzen zwischen den nationalen Hochsprachen eine Rolle spielen. Sie lassen sich also durchaus verwenden, wenn man dabei berücksichtigt, dass sie selbst Ergebnis evolutionärer Verschiebungen sind.

(4) Dennoch ist einzuräumen, dass gerade angesichts der Wirkmächtigkeit des ‚Einsprachigkeitsparadigmas‘ die Differenzen zwischen den standardisierten Nationalsprachen oftmals diejenigen sein werden, die am unmittelbarsten hervorstechen und daher privilegierte Gegenstände einer Philologie der Mehrsprachigkeit sein werden. Wenn sich in einem Buch Passagen auf Deutsch mit Passagen auf Französisch abwechseln, machen sich doch bei immerhin so vielen Rezipienten Verstehenshürden bemerkbar, dass man unmittelbar gezwungen ist, dieser Sprachdifferenz Bedeutung zuzumessen. Hingegen bedurfte es zur Analyse der Polyphonie von Dostojewskijs Romanen schon der Aufmerksamkeit eines Bachtin, um sie herauszustellen. Der eigentliche Reiz einer Philologie der Mehrsprachigkeit besteht auch dann, wenn man von ‚national-sprachigen‘ Sprachdifferenzen ausgeht, darin, sie in Richtung einer feinfühligsten Analyse anderer Standarddifferenzierungen im Text auszubauen.

Mit Blick auf mögliche Forschungsprogramme einer Philologie der Mehrsprachigkeit eröffnen sich mindestens drei Perspektiven.

(1) Die oben gebotene ansatzweise Rekonstruktion einer historischen Semantik der Sprachigkeit wäre fortzusetzen und auszudifferenzieren. Dabei sollte man sich vor allem der Frage stellen, wie die moderne Einsprachigkeit im Blick auf die moderne Gesellschaft funktional wird. GRAMLING spricht in diesem Band von der „Invention of Monolingualism“ auch im Sinne eines *genitivus subjectivus*, um zu signalisieren, dass

das ‚Einsprachigkeitsparadigma‘ kommunikative Strukturen geschaffen hat, die für einzelne gesellschaftliche Funktionsbereiche nachgerade konstitutiv sind. Aber obwohl historische Semantik prinzipiell ein Kernbereich philologischen Arbeitens darstellt, dürfte man hier ohne soziologische und soziolinguistische Schützenhilfe schwer auskommen. Dies ist insofern auch nicht das Projekt, das der vorliegende Sammelband verfolgen will (zu ersten Ansätzen, mit Blick gerade auf die Philologie selbst, siehe Dembeck und Mein).

(2) Weiterhin ist klar – das hat sich insbesondere bei der Lektüre der Babel erzählung bereits angedeutet –, dass Fragen der Mehrsprachigkeit oft unmittelbar zu Fragen der Kultur führen. Es wurde konstatiert, dass dabei häufig *Kulturpolitiken* im Spiel sind, also Strategien des Umgangs mit und der Gestaltung von Sprachstandards. Daher muss man jeden Umgang mit Sprachdifferenz immer auch kulturpolitisch lesen. Dieser Herausforderung stellen sich die Beiträge dieses Bandes durchweg.

(3) Schließlich ist zu fragen, was eine Philologie der Mehrsprachigkeit im Umgang mit konkretem Text leisten kann und soll. Dies ist die zentrale Frage dieses Bandes – und meines Erachtens auch die dringlichste der Fragen, die sich der Philologie der Mehrsprachigkeit derzeit stellen. Philologie hat immer schon mit Standardisierungsdifferenzen zu tun, wenn sie sich daran macht, in irgendeiner Weise fremd erscheinende Sprachzeugnisse dennoch zu vermitteln. Der Akt der Vermittlung allein – und findet er, wie im Falle der *philologia sacra*, ‚nur‘ zwischen unterschiedlichen oder gar innerhalb ein und derselben Heiligen Sprache statt – setzt immer schon voraus, dass die zu vermittelnden Texte Standards aufweisen, die in einem Kontrast zum Vertrauten stehen. In gewisser Weise bedeutet das, dass auch eine Philologie der Mehrsprachigkeit von einer Art Pfingstversprechen lebt. Sie tut dies aber mit einer gehörigen Portion Skepsis, die sie letztlich für jede Art von Froher Botschaft untauglich macht. Kurzum: wenn Philologie eine Verheilung darstellt, dann muss sie einen Umgang mit Sprachdifferenz leisten, der nicht nur auf Verständigung, Übersetzung und Ko-Figuration aus ist, sondern immer dazu bereit, gerade die Unvermittelbarkeit oder Unerschließbarkeit unvertrauter Formen von Sprachstandardisierung zum Ausgangspunkt der Überlegungen zu machen.

iv Mehrsprachigkeit im und am Text

Geht man von einem solchen, offenen Konzept von Sprachstandard aus, so bedeutet dies letztlich, dass es keine einsprachigen Texte gibt. Dennoch ist es nicht nur möglich, sondern nachgerade notwendig, unterschiedliche Arten und Weisen sowie Grade von (Mehr-)Sprachigkeit

im Text zu unterscheiden – als je unterschiedlich gelagerte Spannungen zwischen unterschiedlichen Formen von Sprachstandards. Es macht zweifelsfrei etwas aus, ob sich beispielsweise in einem Roman Passagen auf Latein mit solchen auf Englisch oder nur die Orthographie des American und des British English mischen. Auch Bachtins Konzept der Polyphonie beschreibt letztlich nichts anderes als Sprachdifferenzen, auch wenn die Standards, die hier im Spiel sind, mitunter eher schwach konturiert sein mögen.¹⁶ Die Differenzierung zwischen unterschiedlichen Arten von Sprachstandards ist daher unverzichtbar, auch wenn die Kriterien, die uns die Linguistik dafür zur Verfügung stellt, vielleicht nicht immer befriedigen. Als eine Art Leitlinie für die philologische Arbeit mit Sprachstandards unterschiedlicher Art lässt sich vorderhand nur festhalten, dass Unterschiede, die beschrieben und interpretiert werden können, auch getroffen und, wenn es dafür noch kein begriffliches Rüstzeug gibt, hinreichend ausführlich und genau charakterisiert werden müssen. Worauf es jeweils ankommt, ist im philologischen Sinne ja ohnehin nicht die Klassifizierung als solche, sondern die je spezifische Qualität der Differenzen, die in einem konkreten Text interpretiert und dann beispielsweise zu historischen Semantiken oder zu Kulturpolitiken in Beziehung gesetzt werden können, die diese Differenzen betreffen.¹⁷ Eine Philologie der Mehrsprachigkeit wird also in jedem Einzelfall ermitteln müssen, welche Differenzen zwischen welchen sprachlichen Standards im jeweils vorliegenden Text von Bedeutung sein könnten.

Weiterhin ist entscheidend zu beschreiben, wie die je unterschiedlichen Sprachstandards strukturell im Text verortet sind. Beispielsweise können Standarddifferenzen im Text mit Sprecherdifferenzen kongruent sein – ja, dies scheint gerade in erzählenden Texten sogar ein gängiges

16 Mit dem Konzept der Polyphonie arbeiten im vorliegenden Band insbesondere die Beiträge von RADAELLI, BORIS PREVIŠIĆ und PASEWALCK.

17 Der Interpretation von Mehrsprachigkeit vor dem Hintergrund kontextueller Kulturpolitiken widmen sich vor allem die Beiträge von PREVIŠIĆ, CLAUDE D. CONTER und PASEWALCK. Previšić bezieht Texte von Peter Handke, Maja Haderlap und Peter Waterhouse auf die kultur- und sprachpolitischen Auseinandersetzungen um die slowenische Sprache in Kärnten, Conter untersucht die politische Relevanz der französischen Partien in Lessings *Minna von Barnhelm* und die sozialpolitischen Implikationen der Differenzen zwischen Deutsch, Luxemburgisch und Französisch in Dicks' Komödie *D'Kirmesgèscht*. Pasewalck geht es um das durchaus auch kulturpolitische Programm der Autorin Ilma Rakusa, eine Form literarischer Mehrsprachigkeit zu entwickeln, in der sich die einzelnen Sprachen für die Pluralität sprachlicher Alternativen öffnen.

Verfahren zu sein, weil mit der Sprachkompetenz von Sprechern unterschiedliche charakterliche, soziale und kulturelle Distinktionen signalisiert werden können. Meir Sternberg hat in einem klassischen Aufsatz die unterschiedlichen Möglichkeiten zu beschreiben versucht, mehrsprachige Wirklichkeiten an ein einsprachiges Publikum zu vermitteln. Sternberg unterscheidet grundsätzlich zwischen „[r]eferential restriction“ (der Beschränkung von Gegenstand und Darstellungsmodus auf eine Sprache), „[v]ehicular [m]atching“ (der Wiedergabe der mehrsprachigen Wirklichkeit als mehrsprachige Wirklichkeit; 223) und der Anwendung der „homogenizing convention“ (der Überführung der mehrsprachigen Wirklichkeit in eine einsprachige Darstellung; 224). Zwischen den letzten beiden Verfahren ermittelt er eine Vielzahl weiterer Varianten, darunter u. a. „[s]elective reproduction“ (Wiedergabe einzelner Phrasen oder Ausdrücke in der Fremdsprache¹⁸; 225) und „verbal transposition“, näherhin die Verwendung von „phonetic or orthographic idiosyncrasy“, von „grammatical irregularity or ill-formedness“ (227), von „lexical deviance“ oder von „stylistic features that are contrary to the ‚spirit of the language‘“ (228), die allesamt dazu dienen, in der einen Sprache dennoch die Anwesenheit einer anderen Sprache zu signalisieren. Man könnte sagen, dass Verfahren der „verbal transposition“ letztlich die eindeutige Sprachigkeit der je verwendeten Strukturen in Frage stellen – woraus sich die Frage ergibt, ob dies unbedingt, wie es offenbar Sternberg denkt, als Interferenz separater Einzelsprachen gedeutet werden muss.¹⁹ Denn grundsätzlich gilt es, sich bei der Analyse von Standarddifferenzen, die sich zwischen unterschiedlichen Sprechern ergeben, analytisch die Möglichkeit offenzuhalten, sie nicht nur in der Sprecherkompetenz begründet zu sehen. Wenn bei Shakespeare Dramenfiguren im Blankvers, in Reimen oder in schlichter Prosa sprechen – auch dies signifikante Standards! – so ist das sicherlich nicht der Sprachkompetenz geschuldet, die sie in der fiktiven Welt haben sollen. Man wird den Unterschied zwischen diesen Sprachstandards vielmehr

18 Noch ein so extremer Fall von Sprachmischung wie das von NOEL und SELÁF untersuchte glossierte „Ave Maria“, das vier Sprachen zu mehr oder weniger gleichen Anteilen enthält, kann letztlich mit diesem Begriff beschrieben werden: Noel und Seláf können nämlich zeigen, wie die Verwendung von Formeln und Zitaten auch einem wahrscheinlich einsprachigen Publikum ein Verständnis ermöglicht haben dürfte.

19 ROLF PARR legt am Beispiel von Fernsehserien eine wesentlich weiter ausdifferenzierte Liste ähnlicher Verfahren vor. Sein Beitrag macht außerdem deutlich, dass eine Philologie der Mehrsprachigkeit dem Medialen ihrer Gegenstände eine erhöhte Aufmerksamkeit widmen müsste.

zunächst, neutral und philologisch-pedantisch, schlicht als Differenz registrieren müssen, um sie dann auf den Unterschied an Bedeutsamkeit befragen zu können, den sie machen.

Sternbergs Typologie blendet die Möglichkeit, dass Standard-differenzen unabhängig von Sprecherdifferenzen eingesetzt werden – er nennt dies „vehicular promiscuity“ (224) – systematisch aus. Das hat letztlich damit zu tun, dass für ihn nicht Mehrsprachigkeit im Text als solche interessant sind, sondern Verfahren der ‚Mimesis‘, wie er es nennt. Demgegenüber hat Giulia Radaelli in ihrem Buch *Literarische Mehrsprachigkeit* ein umfassendes Beschreibungsmodell mehrsprachiger Textualität als solcher vorgelegt. Dieses Modell – es wird in knapperer Form auch in ihrem Beitrag im vorliegenden Band skizziert – nimmt Differenzierungen nach unterschiedlichen Kriterien vor. Unter anderem unterscheidet Radaelli zwischen unterschiedlichen Graden der „Wahrnehmbarkeit“ von Sprachdifferenz (zwischen „manifeste“ und „latente“ Mehrsprachigkeit; 53–67, Zitate 53, 54, 61) und zwischen verschiedenen „Diskursivierungsformen“²⁰: „Sprachwechsel und Sprachmischung“ (54–61, Zitat 54) sowie „Übersetzung, Sprachverweise und Sprachreflexion“ (61–67, Zitat 61).

Es ist in der Tat wichtig zu sehen, dass Sprachdifferenzen unter Umständen nicht unmittelbar wahrnehmbar (latent) sein können. Das ist beispielsweise der Fall, wenn über Mehrsprachigkeit geredet wird, man aber nicht das Gefühl hat, dass dies unter Nutzung unterschiedlicher Sprachstandards geschieht – wobei allerdings bereits die Erwähnung alternativer Sprachstandards den jeweils gerade verwendeten womöglich verunsichert.²¹ Oder aber, wenn klar ist, dass im dargestellten Geschehen eigentlich eine andere Sprache verwendet wird als die, in der man davon erfährt – beispielsweise, wenn in einem Wild-West-Roman von Karl May durchwegs deutsch geredet wird (siehe Sternbergs „homogenizing convention“).²² Auch in diesem Fall gilt aber, dass der

20 Von „Diskursivierungsformen“ spricht RADAELLI in ihrem Beitrag zum vorliegenden Band. Damit nimmt sie eine leichte Modifikation vor: Im Buch sind „Sprachwechsel und Sprachmischung“ Unterformen „manifeste Mehrsprachigkeit“, „Übersetzung, Sprachverweise und Sprachreflexion“ Unterformen „latente Mehrsprachigkeit“.

21 Eine Form von latenter Mehrsprachigkeit diskutiert der Beitrag von JEANNE E. GLESENER am Beispiel des Konzepts einer „étrange langue“ des Luxemburger Autors Jean Portante.

22 Die Artikulation von Sprachdifferenz qua Übersetzung untersucht der Beitrag von PETER COLLIANDER, dem es an einem konkreten Beispiel – der dänischen Übersetzung von Daniel Kehlmanns Roman *Die Vermessung der*

verwendete Standard, sobald man die latente Sprachdifferenz bemerkt, eine gewisse Verunsicherung erfahren kann: So spricht etwa die Tatsache, dass Mignon im *Wilhelm Meister* ihr Lied zwar in der ihr eigenen „gebrochene[n] Sprache“ singt, es dem Leser aber nur in einer deutschen Übersetzung präsentiert wird, grundsätzlich gegen das poetische Potential des Deutschen, das „die Originalität der Wendungen“ und „[d]ie kindliche Unschuld des Ausdrucks“ (145) nicht wiedergeben kann.

Mit Blick auf die von Radaelli unterschiedenen „Diskursivierungsformen“ ist besonders die Differenz von „Sprachwechsel“ und „Sprachmischung“ von Interesse. Grob gesagt liegt Sprachwechsel vor, wenn einzelne Syntagmen eine je unterschiedliche Sprachigkeit aufweisen, bei der Sprachmischung ist diese segmentäre Unterscheidung hingegen nicht mehr zu treffen. Auch diese Differenzierung ist sicherlich nicht strikt, sondern eher eine graduelle, sie gibt aber ein Instrumentarium an die Hand, das zur Beschreibung und Interpretation von Mehrsprachigkeit heuristisch eingesetzt werden kann.

Als Beispiel kann hier ein Theaterstück des luxemburgischen Autors Nico Helminger von 2007 dienen – es trägt den Titel *Now here and nowhere oder den här io ming pei hätt mueres gär krewetten*. Das Stück ist in vier standardisierten Nationalsprachen abgefasst, nämlich auf Luxemburgisch, Deutsch, Französisch und Englisch. Es zeichnet das spannungsvolle Bild eines von Migration, Wirtschaftsinteressen und Kulturpolitik geprägten Luxemburg. Die Vertreter all dieser Bereiche sind jeweils in ‚ihren‘ Sprachen repräsentiert, aber es zeigt sich, dass niemand seine Sprache wirklich besitzt und in ihr zu Hause ist – insofern wird hier Derridas Einsprachigkeitsthese in Szene gesetzt. Vielmehr zersetzen sich die sprachlichen, persönlichen und kulturellen Identitätskonstruktionen aller handelnden Personen (und Institutionen) immer weiter. Das Stück schließt mit der folgenden Rede des Kulturministers:

kulturminister: merci beaucoup pour ces mots chaleureux. ech mengen, besser hätt keen eis dëse projet virstelle kënnen, da sind sie sicher einverstanden, meine damen und herren, et bien, permettez-moi, nach eng kéier de francis ponge (*englesch ausgeschwat*) ze zitëieren: prenons-nous en flagrant délit de création! an hiewen onst glas auf diese einmalige installation! merci.

Welt – um die Frage geht, welche Verwerfungen sich zwischen den Sprachstandards von Original und Übersetzung ergeben. KASTENS Beitrag über Lanoyes Übersetzungen englischer Gedichte zum ersten Weltkrieg ins Flämische hat die ostentative Nutzung dieser Verwerfungen in extrem ‚freien‘ Übersetzungen zum Thema – mitsamt ihren kulturpolitischen Implikationen.

Was hier sprachlich geschieht ist zum einen der Wechsel von Segmenten, die man je unterschiedlichen Sprachen zuordnen kann: Auf Französisch folgt Luxemburgisch, dann Deutsch, usw. (Sprachwechsel). Allerdings sind aber auch Formen der Sprachmischung zu beobachten. Das kann man teilweise auf die Fähigkeit des Luxemburgischen zurückführen, regelkonform französische und deutsche Wörter in die Rede zu integrieren – hier beispielsweise das Wort „projet“ (das trotz seiner französischen Herkunft schon lange als luxemburgisches Wort gilt und das als luxemburgisches Wort initialbetont ausgesprochen wird). Die Regieanweisung, einen französischen Namen dennoch englisch auszusprechen, lässt eine vierte Sprache in die dreisprachige Rede des Kulturministers einfließen. Wir haben es bei diesen Sprachmischungen also abermals mit einer Verunsicherung der Sprachigkeitsverhältnisse zu tun. Allerdings wird dies dadurch noch verkompliziert, dass auch die Differenz von gesprochener Sprache und Schriftsprache ins Spiel kommt: Das Spiel mit unterschiedlichen Standards von Laut-Buchstabe-Zuordnungen ermöglicht es, den Status beispielsweise des Worts „projet“ im geschriebenen Text in der Schwebe zu halten.²³

Noch weiter treibt die Verschaltung von (nationalen) Sprachdifferenzen mit der Differenz von Mündlichkeit und Schriftlichkeit das folgende Gedicht von Ernst Jandl (97):

theologische geografie mit zweisprachigem fisch

s^{eel}_{aal}e

Hier werden qua Schriftbild in dem deutschen Flussnamen „Saale“ die Buchstaben ‚a-a-l‘ durch das englischsprachige Äquivalent des Wortes „Aal“, also „eel“, ‚e-e-l‘, ersetzt (oder umgekehrt). Dadurch entsteht das Wort „Seele“ (bzw. das Wort „Saale“), und so hat ziemlich buchstäblich das Englische den deutschen Fluss belebt – darin besteht die „theologische geografie“. Bemerkenswert ist dabei, dass es einer Verschaltung mehrerer Transformationen bedarf, um dieses Spiel nachzuvollziehen: einer syntagmatischen Zerlegung („saale“ – „s-aal-e“), einer traditionellen semantischen Übersetzung („aal“ – „eel“), einer Transformation von englischer Laut-Buchstabe-Zuordnung in deutsche (/i:l/ – /e:l/) und einer Neuzusammenfügung des Syntagmas („s-eel-e“ – „seele“).

23 Der Beitrag von MONIKA SCHMITZ-EMANS im vorliegenden Band behandelt die Möglichkeit, Sprachdifferenz allein als Differenz von Schriftsystemen bzw. Schriftstandards zum künstlerischen Medium zu machen – sie spricht von „Mehrschriftlichkeit“.

Die Partitur für diese mehrfache Transformation von Sprachdifferenzen liefert in diesem Falle alleine das Schriftbild, der Titel des Gedichts fungiert als eine Art subscriptio – deren sprachreflexives Moment die Komplexität des Textes weiter steigert.²⁴ Jandls Text bietet sich so insgesamt als eine Verschachtelung von Kippfiguren dar, die auf jeweils unterschiedliche Weise Bedeutsames von (vorübergehend) bloß ‚Ornamentalem‘ unterscheiden.

Damit deutet sich an, dass Formen der Sprachmischungen ein Beschreibungsinstrumentarium notwendig machen, durch das womöglich sehr unterschiedliche sprachliche Strukturmuster miteinander verbunden werden können. Ich habe dies am Beispiel der Schlusszeilen von T. S. Eliots *The Waste Land* an anderer Stelle vorzuführen versucht („No pasaran“). Die hier versammelten Verse – auf Englisch, Italienisch, Latein, Französisch und Sanskrit – lassen sich, wenn man will, problemlos unterschiedlichen Sprachen und Sprechern zuordnen, denn es handelt sich fast durchgängig um Zitate. Es ist aber zweifelhaft, ob diese Zuordnung den wesentlichen Punkt erfasst. Denn wenn man beispielsweise eine metrische Analyse vornehmen will, so stößt man – nach herkömmlicher Lehrmeinung – auf unterschiedliche Prosodien bzw. unterschiedliche Arten und Weisen, metrische Schemata an den prosodischen Merkmalen der jeweiligen Sprache festzumachen. Neben den sogenannten akzentuierenden englischen Vers treten der vordergründig bloß silbenzählende romanische Vers und der quantifizierende lateinische. (Vom Sanskrit muss ich hier aus Unwissenheit schweigen.) Bei dem lateinischen Halbvers in Eliots Gedicht handelt es sich zumal um ein Zitat aus einer Zeit, zu der sich bereits die Tendenz abzeichnete, lange Silben mit betonten Silben zusammenfallen zu lassen; darüber hinaus enthält dieses Zitat, und zwar unmittelbar vor dem erneuten Übergang ins Englische, ein griechisches Wort. Angesichts einer solchen Konstellation kommt man nicht umhin, Wechselwirkungen zwischen den Versbauformen festzustellen – so könnte die Nachbarschaft akzentuierender Verse bewirken, dass auch an den romanischen Versen auf einmal Akzentuierungsmuster sichtbar werden, und der lateinisch-griechisch-englische Vers weist dann, je nachdem, ob man quantitativen oder qualitativen Versbau unterstellt, kippfigurartig mehrere Strukturmuster zugleich auf. Das alles ist wiederum von Bedeutung, wenn man es vor dem Hintergrund der kulturpolitischen Programmatik des Textes

24 Mit einer ganzen Reihe von Textbeispielen aus Luxemburg, die die Reflexion von Sprachdifferenzen mit teils sehr ausgeprägter Sprachmischung verbinden, befasst sich SARAH LIPPERTS Beitrag zur literarischen Verarbeitung der Nixe Melusine, dem (seinerseits ja hybriden!) Nationalsymbol Luxemburg.

liest: Denn ausdrücklich geht es in Eliots Zyklus um eine kulturelle Erneuerung durch die ‚lebendige‘ Synthese unterschiedlicher Traditionen – die man in der schillernden Verschränkung der unterschiedlichen Versbautraditionen präfiguriert sehen kann.

v Ausblick

Die Heterogenität der Beispiele, die ich hier zusammengestellt habe, signalisiert unter anderem, dass eine Philologie der Mehrsprachigkeit, wie ich sie vorschlagen möchte, sich schwerlich auf einen Kanon wird stützen können und sollen. Näher liegt es, dem Vorschlag von MARTYN in diesem Band zu folgen und die Erforschung von ‚literarischer Mehrsprachigkeit‘ gerade nicht mit der Suche nach ‚mehrsprachigen‘ Texten zu beginnen, sondern allgemein mit der Frage nach dem Verhältnis von Sprachigkeit und Sprechen. Das bedeutet letztlich, dass eine Philologie der Mehrsprachigkeit disziplinäre Ansprüche erhebt: Sie konstituiert über ihre Methode, über ihr Interesse für die Inszenierung unterschiedlicher Sprachstandards in Texten, *selbst* ihren Gegenstand. Die Ausführungen im letzten Abschnitt nebst der Vorarbeiten, auf die sie sich stützen, und die Beiträge in diesem Band zeigen, welche analytischen Perspektiven die Auseinandersetzung mit Mehrsprachigkeit im und am Text bietet: Die Untersuchung der Korrelation von Standarddifferenzen mit Sprecherdifferenzen, die Untersuchung unterschiedlicher Grade von Wahrnehmbarkeit von Standardisierung und die Differenz von Sprachwechsel und Sprachmischung böten dann drei – sicherlich ergänzungsbedürftige – Ansatzpunkte.

Klar ist aber zum einen, dass die Verschaltung von Sprachstandards im Text grundsätzlich immer und an jeder Stelle unvorhersehbare neue Strukturmuster wird etablieren können. Das ist angesichts der Zukunftsoffenheit jeder kulturellen Evolution zwar einerseits trivial, andererseits aber ist es zumindest wahrscheinlich, dass Texte, die in einem höheren Grad mit Sprachdifferenzen arbeiten, diese grundsätzliche Offenheit noch steigern. Deshalb muss ihre Analyse sich ebenso grundsätzlich offen halten für die Möglichkeit, dass diejenigen Strukturen, die sie bisher zu beobachten in der Lage war, in jedem individuellen Fall gar nicht mehr die entscheidenden sein könnten.

Das ist aber natürlich in gewisser Weise, was Philologie ein Stück weit schon immer auszeichnet: Philologen sind, wie ich an andere Stelle formuliert habe, jederzeit dazu aufgerufen, nach bedeutungsunterscheidenden Figuren auch in demjenigen zu suchen, was bislang als bloßes Ornament gegolten hat („Reading Ornament“). Das gilt vielleicht sogar schon für die philologia sacra, die es zwar mit frühen Formen gepflegter

Sprachstandards zu tun hat, aufgrund des Status ihrer Texte aber dazu angehalten ist, überall nach weiteren Facetten der göttlichen Offenbarung zu suchen. Auch hier wird ja grundsätzlich eine Sprachdifferenz vorausgesetzt – die göttliche Rede muss den Menschen zugänglich gemacht werden, und insofern ist die Philologie hier Teil der durch das Pfingstwunder in Gang gesetzten Mission. Auch für die ‚klassische‘ Philologie seit dem Humanismus sind zentrale philologische Fertigkeiten unmittelbar mit der Registrierung von Standarddifferenzen verbunden, denn die Zuordnung und Bewertung von Textzeugen ist ohne die Kenntnis dialektaler oder auch nur stilistischer Standards nicht möglich. Gerade die philologischen Revolutionen der Neuzeit, die Einsicht F. A. Wolfs in die möglicherweise multiple Autorschaft der homerischen Epen etwa, sind nicht denkbar ohne Rekurs auf Sprachdifferenzen.

So wie die Emanzipation der Volkssprachen seit dem Mittelalter als Versuch der Teilhabe am Status der Heiligen Sprachen (und damit am Pfingstversprechen!) beschrieben werden kann, so zielt vielleicht auch die Ausdehnung des Gegenstandsbereichs der Philologien, wie sie sich spätestens im 19. Jahrhundert vollzieht, zwar auf eine Aufwertung der neuen Gegenstände. Sie impliziert aber zugleich eine erhebliche weitere Verunsicherung, denn die Philologie findet nun eine deutlich divergentere Menge an Sprachstrukturen an ihren Gegenständen vor – die Menge des möglicherweise doch bedeutsamen Materials steigt erheblich an, ohne dass vorderhand Kriterien da wären, mittels derer hier Entscheidungen getroffen werden können. Es ist wahrscheinlich nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass zunächst für lange Zeit versucht worden ist, diese Orientierungsprobleme durch die Beschränkung auf nationale Standardsprachen in den Griff zu bekommen.

Eine Philologie der Mehrsprachigkeit hingegen hätte sich erneut der vollen Bandbreite schierer Ornamentalität zu stellen. Diese Einleitung und der gesamte vorliegende Band entwickeln Verfahren, die uns helfen, damit umzugehen. Die analytische Auseinandersetzung mit den Figuren, die sich dank der philologischen Arbeit am Ornament ablesen lassen, muss sich dabei immer der kulturpolitischen Bedeutung dessen bewusst sein, was die Texte an *Differenz* in die Welt setzen.²⁵ Eine Philologie der Mehrsprachigkeit könnte so zu einer Neuakzentuierung des philologischen Grundimpulses schlechthin beitragen.

25 Ein protophilologisches Projekt mit erheblichem kulturpolitischen Anspruch stellt der Beitrag von EUGENIA KELBERT vor: Eugene Jolas' Idee einer Weltsprache, die eine Form von Sprachlichkeit jenseits der Sprachigkeit auszeichnen würde – in gewisser Weise eine Überbietung des Pfingstwunders, die Jolas aber im Amerikanisch seiner Zeit bereits angelegt findet.

LITERATURVERZEICHNIS

- Anderson, Benedict. *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Revised Edition. London: Verso Books, 2006 [1983].
- Arndt, Susan, Dirk Naguschewski und Robert Stockhammer. „Einleitung. Die Unselbstverständlichkeit der Sprache“. *Exophonie. Anders-Sprachigkeit (in) der Literatur*. Hrsg. Arndt, Naguschewski und Stockhammer. Berlin: Kadmos, 2007. 7–27.
- Bachtin, Michail M. „Das Wort im Roman“ [1934/35]. *Die Ästhetik des Wortes*. Von Bachtin. Übers. Rainer Gröbel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979.
- Bibel. Einheitsübersetzung. Online. <http://www.bibelwerk.de/Bibel.12790.html/Einheitsübersetzung+online.12798.html>. 13.11.2013.
- Bonfiglio, Thomas Paul. *Mother Tongues and Nations. The Invention of the Native Speaker*. New York: de Gruyter, 2010.
- Bunia, Remigius. „Grammatik und Rhetorik. Kreative Variation und Stabilisierung sprachlicher Strukturen“. *Rationalität der Kreativität? Multidisziplinäre Beiträge zur Analyse der Produktion, Organisation und Bildung von Kreativität*. Hrsg. Stephan A. Jansen, Eckhard Schröter und Nico Stehr. Wiesbaden: vs, 2009. 31–60.
- Chomsky, Noam. *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, Mass.: M. I. T. Press, 1965. Übers. *Aspekte der Syntax-Theorie*. Übers. Ewald Lang u. a. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, Akademie 1969.
- Dante Alighieri. „De vulgare eloquentia“ [1305–07]. Online. <http://www.danteonline.it/english/opere.asp?idope=3&idlang=OR>. 13.11.2013.
- Dembeck, Till. „No pasaran“ – Lyrik, Kulturpolitik und Sprachdifferenz bei T. S. Eliot, Paul Celan und Rolf Dieter Brinkmann“. *arcadia* 48.1 (2013): 1–41.
- „Reading Ornament. Remarks on Philology and Culture“. *Orbis Litterarum* 68.5 (2013): 367–94.
- Dembeck, Till, und Georg Mein: „Postmonolingual schreiben? Zum Jargon der Philologie“. *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 2 (2012): 133–47. Übers. „Philology's Jargon: How can we write post-monolingually?“ *Challenging the Myth of Monolingualism*. Hrsg. Liesbeth Minnaard und Dembeck. Amsterdam: Rodopi, erscheint 2014.
- Derrida, Jacques. *Le monolinguisme de l'autre ou la prothèse d'origine*. Paris: Galilée, 1996. Übers. *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*. Übers. Michael Wetzell. Paderborn: Fink, 2003.
- Eco, Umberto. *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*. Übers. Burkhard Kroeber. München: dtv, 1997 [1993].
- Goethe, Johann Wolfgang. *Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman*. Hrsg. Hans-Jürgen Schings. Bd. 5 von *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe. Von Goethe. Hrsg. Karl Richter. München: btb, 2006.
- Gramling, David. „On the Other Side of Monolingualism: Fatih Akin's Linguistic Turn(s)“. *The German Quarterly* 83.3 (2010): 353–72.
- Helminger, Nico. *now here & nowhere oder den här io ming pei hätt mueres*

- gär krewetten. Esch sur Alzette: Éditions PHI, 2007.
- Jäger, Ludwig. *Ferdinand de Saussure zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2010.
- Jandl, Ernst. *Augenspiel*. Hrsg. Joachim Schreck. Berlin: Volk und Welt, 1985.
- Laroui, Fouad. „Ein Fall von ‚unechter Einsprachigkeit‘: Marokko, die Diglossie und der Autor“. Übers. Ekbert Birr. *kultuRRévolution* 65 (2013): 17–21.
- Leonhardt, Jürgen. *Latein. Geschichte einer Weltsprache*. München: Beck, 2009.
- Luhmann, Niklas. *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Opladen: Westdeutscher Verlag, 1986.
- *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.
- Kramsch, Claire. „The Traffic in Meaning“. *Asia Pacific Journal of Education* 26.1 (2006): 99–104.
- Makoni, Sinfree, and Alastair Pennycook. „Disinventing and (Re) Constituting Languages“. *Critical Inquiry in Language Studies. An International Journal* 2.3 (2005): 137–56.
- Martyn, David. „“. *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Hrsg. Jürgen Fohrmann. Stuttgart: Metzler, 2004. 397–419.
- „Das translinguale Ich. Die Ausdruckskraft sprachlichen Unvermögens bei Maimon und Chamisso“. *Automedialität. Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien*. Hrsg. Jörg Dünne und Christian Moser. München: Fink, 2008. 77–98.
- Müller, Friedrich, und Ralph Christensen. *Juristische Methodik*. Bd. 2.: *Europarecht*. Berlin: Duncker & Humboldt, 2003.
- Radaelli, Giulia. *Literarische Mehrsprachigkeit. Sprachwechsel bei Elias Canetti und Ingeborg Bachmann*. Berlin: Akademie, 2011.
- Sakai, Naoki. „How do we count a language? Translation and discontinuity“. *Translational Studies* 2.1 (2009): 71–88.
- de Saussure, Ferdinand. *Cours de linguistique générale*. Hrsg. Charles Bally und Albert Séchehaye. Kritische Ausg. Tullio de Mauro. Paris: Payot, 2005 [1916]. Übers. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hrsg. Charles Bally und Albert Sechehaye [!]. Übers. Hermann Lommel. 3. Aufl. Berlin: de Gruyter, 2001.
- Schlegel, Friedrich. „Über die Sprache und Weisheit der Indier“ [1808]. *Studien zur Philosophie und Theologie*. Von Schlegel. Hrsg. Ernst Behler und Ursula Struc-Oppenberg. Bd. I.8 von *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hrsg. Behler. München: Schöningh, 1975. 105–433.
- Schmitz-Emans, Monika. „Einleitung“. *Multilinguale Literatur im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Manfred Schmeling und Schmitz-Emans. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002. 7–35.
- Sternberg, Meir. „Polylingualism as Reality and Translation as Mimesis“. *Poetics Today* 2.4 (1981): 221–39.
- Szondi, Peter. „Über philologische Erkenntnis“. *Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*. Von Szondi. Frankfurt a. M.: Insel, 1967. 9–30.
- Thümmel, Wolf. „Kann man Sprachen zählen? Bemerkungen zu einigen begrifflichen Unterscheidungen bei Harald Haarmann“. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 4 (1977): 36–60.

Venuti, Lawrence. *The Scandals of Translation. Towards an Ethics of Difference*. London: Routledge, 1998.

Yildiz, Yasemin. *Beyond the Mother Tongue. The Postmonolingual Condition*. New York: Fordham University Press, 2012.